

Astrid Poier-Bernhard: *Texte nach Bauplan. Studien zur zeitgenössischen ludisch-methodischen Literatur in Frankreich und Italien*. Heidelberg (Winter) 2012. 396 S.

Das Buch von Astrid Poier-Bernhard befasst sich mit modernen Poetiken und Exemplifikationen der ludischen Literatur, und zwar solchen, die im französischen *Ouvroir de littérature potentielle* (kurz: Oulipo) sowie in der italienischen Gruppierung Oplepo, also dem *Opificio di Letteratura Potenziale*, hervorgebracht wurden. Es handelt sich dabei um eine regelgeleitete oder verfahrensbasierte »littérature à contraintes«, die von der Vfñ. als »ludisch-methodische Literatur« bezeichnet wird. Das Buch umfasst drei Hauptteile, deren erster in den Gegenstand der Studien einführt, den Forschungsstand skizziert und Ziele der Studien bzw. der Untersuchung (hierin ist die Vfñ. unentschieden) formuliert. Demnach habe das Buch zwei Hauptanliegen. Zum einen soll ein Beitrag zu einer »théorie de la contrainte« geleistet werden, zum anderen soll eine Reihe von Texten untersucht werden, die dem Feld der ludisch-methodischen Literatur angehören und bislang kaum oder gar nicht literaturwissenschaftliche Aufmerksamkeit gefunden haben.

Dementsprechend wendet sich der zweite Hauptteil des Buches (53–144) zunächst der Theorie der Contrainte zu. Dabei werden einzelne poesiologische Äußerungen von Oulipisten bzw. Oplepoeten zueinander in Beziehung gesetzt und Möglichkeiten der Integration von Contraintes in konkreten Texten sowie solche der Beschreibung des Zusammenspiels und der Differenzierung einzelner Aspekte reflektiert. Im Zentrum des Kapitels stehen Überlegungen zur Definition der Contrainte. Eine oulipotische Contrainte wird schließlich bestimmt als eine

freiwillig angewandte Schreibregel, die

- unabhängig von anderen formalen und inhaltlichen Aspekten eines Textes definiert werden und mit diesen wie mit bestehenden konventionellen literarischen Formen unterschiedlichste Verknüpfungen eingehen kann;
- die im Hinblick auf das formale Element, auf das sie sich bezieht – Buchstabe, Silbe, Wort, Satz etc. und die Art der »opération«, die vollzogen wird, definiert werden kann [...];
- die aufgrund ihrer systematischen Anwendung im Text zu einer Regelmäßigkeit im Sinne einer Regelentsprechung führt, die objektivierbar ist, aber nicht unmittelbar ästhetisch wahrnehmbar sein muss (weswegen der Textintentionalität im Hinblick auf die »Sichtbarkeit« der Contrainte eine bedeutende Rolle zukommt).

Im Unterschied dazu können formale »contraintes générales«, wie Roubaud sie bezeichnet hatte, bzw. nach der Terminologie von Baetens und Schiavetta »préscriptions différentes des normes« als nichtnormative Schreibregeln definiert werden, deren intentionale und systematische Anwendung an bestimmten ästhetischen, d.h. unmittelbar wahrnehmbaren Qualitäten eines Textes sichtbar wird. (104f.)

Eines der Resultate der in diesem Kapitel angestellten Überlegungen besteht außerdem darin, zwischen der ludischen und der methodischen Dimension ludisch-methodischer Texte zu unterscheiden. Nicht jeder auf methodischen Regeln basierende Text habe ein ludisches Erscheinungsbild, und nicht jeder ludisch erscheinende Text arbeite auch mit Contraintes.

Es folgt der dritte Hauptteil, das eigentliche Hauptkapitel des Buches, das mit »Studien zur Praxis ludisch-methodischer Literatur« überschrieben ist (145–350).

In neun Unterkapiteln werden hier zahlreiche oulipotische bzw. oplepoetische Contrainde-Verfahren, Werke und Autoren vorgestellt, analysiert und interpretiert. Der Reichtum des hier ausgebreiteten Materials und die Intensität der entwickelten Interpretationen sind verblüffend und überzeugend zugleich. Das Hauptaugenmerk liegt in diesen Kapiteln auf den ›kleineren Formen‹ der ludisch-methodischen Literatur. Die literaturwissenschaftliche Forschung konzentrierte sich bislang hauptsächlich auf umfangreichere narrative ludisch-methodische Texte und befasste sich überwiegend mit Autoren wie Calvino, Queneau oder Perec, während man sich im Bereich der ›kleinen Formen‹ häufig mit dem Hinweis begnüge, es liege eben ein Anagramm, ein Palindrom oder ein Beau présent vor. Demgegenüber könne die ouli-poetologische Zielformulierung der Potentialität sich auf alle Aspekte der Autor-Leser-Kommunikation beziehen, und damit kann auch im Hinblick auf die sogenannten ›kleinen Formen‹ danach gefragt werden, auf welchen Aspekt von Potentialität der jeweilige Text ausgerichtet sei.

So befasst sich das erste der neun Unterkapitel zunächst mit der Form des Palindroms, und zwar besonders bei Stéphane Susanna und bei Oskar Pastior. Die Vfn. zeigt hier u. a., wie variantenreich die Form oder besser: das Verfahren des Palindroms praktiziert wird. Aufschlussreich sind auch die immer wieder herangezogenen poesio-logischen Äußerungen von Palindrom-Autoren wie z.B. diejenige von Oskar Pastior: »Im Palindrom schaffe ich künstlich und arbiträr ›in nuce‹ (als Ausnahme) den ›unbekleideten‹ Sprachzustand, den ich gerne als Modell ansehen möchte, in dem die physikalische Zeit (falls es sie gibt) mir sprachlich bewußt wird (falls es mich gibt): Text, der sich selber liest« (154). Das zweite Kapitel wendet sich Raffaele Aragonas *Oplepiana* (2002) zu, das als ein »*Dizionario di Letteratura Potenziale* konzipiert« ist und »in alphabetischer Reihenfolge oulipotische und oplepotische Contraindes jeweils mit Definition und zumindest einem Textbeispiel« vorstellt (169 ff.). Das Unterkapitel 3 befasst sich mit dem Verhältnis von ›Potentialität und Textumfang‹ und behandelt nicht nur die kürzesten lyrischen Formen, nämlich Einwortgedichte und das poème d'une seule lettre bei François Le Lionnais (ja sogar das ›Gedicht‹ *Le Microbe* von Jacques Roubaud, das aus dem Titel und einer leeren Seite besteht: »Le poème est là, mais pour le voir il faut un microscope«, 189), sondern auch ein ›unendliches Gedicht‹, nämlich die maximalistischen *Donauverse* von Michèle Métail. Die *Donauverse* bestehen aus einer Kette von Substantiven, die durch Genitivkonstruktionen miteinander verbunden sind und sich durch Hinzufügung neuer Substantive zu Beginn jeder neuen Zeile so verschieben, dass nach jeweils sechs Versen das Initialsubstantiv des ersten Verses an den Schluss des sechsten Verses gerückt ist und im darauf folgenden Vers nicht mehr auftaucht (»le capitaine de la compagnie des voyages en bateau à vapeur du Danube / la femme du capitaine de la compagnie des voyages en bateau à vapeur / la fille de la femme du capitaine...« etc.). Dabei konzentrieren sich die Assoziationsketten jeweils auf bestimmte semantische Felder, die im Zusammenhang mit der Donau stehen, und folgen so gewissermaßen den Flusslauf von seinem Ursprung her. Mit diesem lyrischen Lauf des Flusses kommt es u. a. auch zu Sprachmischungen, die zugleich Erkundungen von Sprachmöglichkeiten sind. Übergreifend erforscht Métail die Potentialität »als Raum der Sprache, in dem sich alle Gedanken und Emotionen, alle Begriffe, Konzepte und komplexen Sprachwirklichkeiten entfalten, die unseren von Sprache bestimmten Erlebensraum kennzeichnen« (199). Das ›work in progress‹ umfasst mittlerweile mehr als 20 000 Verse und dürfte schon jetzt das umfangreichste

bekannte lyrische Gedicht überhaupt sein. In diesem dritten Unterkapitel untersucht die Vf. schließlich auch Bernardo Schiavettas multilinguales Cento *Raphél*, das von dem Vers »Raphél may amèch zabi almi« aus Dantes *Divina Commedia* ausgeht und (als potentiell »unendliches Schreibprojekt«) Verse aus siebzig Sprachen und Pseudosprachen miteinander verbindet.

Es folgen Unterkapitel, die sich mit Texten nach der »Methode S+7« befassen (alle Substantive eines Textes werden durch das in einem Wörterbuch darauf folgende siebte Substantiv ersetzt), sodann mit einem italienischen Text, der jeden neunten Buchstaben als »e« festlegt; weiter beschäftigt sich ein Unterkapitel mit Marcel Bénabous »Aphorismenmaschine«, und es folgen Kapitel, die sich Michelle Grangaud, Ermanno Cavazzoni und Anne F. Garréta zuwenden. Den Abschluss des Hauptkapitels der Arbeit bildet ein Kapitel, das sich noch einmal theoretisch reflektierend mit der Beziehung zwischen »Contrainte und Potentialität« auseinandersetzt (351 f.). Das Konzept der Potentialität habe einen »im weitesten Sinn philosophischen Charakter, wobei ich die kollektiven Konzepte der Gruppe wie ihre soziale Ausdrucksform als eine Art lebensphilosophische Praxis bezeichnen würde, die »dem Möglichen« oder »dem Spiel der Möglichkeiten« den ersten Platz einräumt: Mögliche Welten, mögliche Erfahrungen, mögliche Formen – alles kann aus dem Raum entstehen wie ein Gedanke, der sich entfaltet und plötzlich zu »einem Roman« führt – materialiter als Buch vorhanden, sichtbar und lesbar, aber gleichzeitig doch weniger ein Gegenstand als eine mögliche Welt, die sich dem Lesenden auftut bzw. die er selbst im Akt der Lektüre entstehen lässt« (351). Der »Anhang« des Buches bietet außer Texten von Etienne und Calvino sowie dem Literaturverzeichnis drei Interviews, die die Vf. mit Stéphane Susanna, Raffaele Aragona und Michelle Grangaud geführt hat.

Insgesamt bietet das Buch anregende, teils weiterführende »Studien zur zeitgenössischen ludischen-methodischen Literatur in Frankreich und Italien«, und es ist zu erwarten, dass es rasch den Rang eines wichtigen Referenzwerkes in diesem Forschungsfeld einnehmen wird.

Rüdiger Zymner

Andréas Pfersmann: *Séditions infrapaginales. Poétique historique de l'annotation littéraire (XVIIe-XXIe siècles)*. Genève (Droz) 2011. 536 S.

Die erste Reaktion auf den Band von Andréas Pfersmann ist eher ungläubiges Staunen: fast 500 Seiten über die mikrotextuelle Praxis der literarischen Fußnote? Wenn man sich dann allerdings erst einmal in die Materie eingelesen hat, möchte man gar nicht wieder aufhören, so spannend ist die Geschichte, die da erzählt wird. Nun muss gleich dazu gesagt werden, dass Andréas Pfersmann sich keineswegs hauptsächlich mit irgendwelchen abseitigen Werken von längst vergessenen Koryphäen befasst, sondern mit Autoren von Weltrang wie Cervantes, Swift, Rousseau, Sade, Jean Paul, Novalis, Scott, Flaubert, Joyce, Nabokov, Borges, Aragon und Arno Schmidt, um nur einige der bekanntesten Namen zu nennen. Akademische Akribie waltet nichtsdestoweniger in dem ganzen Werk, dem eine Habilitation in französischer Komparatistik zu Grunde liegt, und allein die zitierten eigenen Arbeiten des Autors (der an der Universität des Pazifiks in Tahiti Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft lehrt) erstrecken sich über 20 Jahre: Pfersmann weiß also genau, wovon er redet, und er schreibt gut.